

mäßige Stadtanlage nördlich der Alpen, für die Schickhardt das Muster des Mühlespiels wählte. Sein Entwurf ist bis heute der Grundriss der Innenstadt. Auch wenn das Schloss in der Mitte des weiten Marktplatzes nie gebaut worden ist, die im rechten Winkel verwirklichte evangelische Stadtkirche bezeugt bis heute seine ungewöhnliche Gestaltungskraft.

Das Werk ist zugleich der Katalog einer Wanderausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. «Ein schwäbischer Leonardo? Heinrich Schickhardt – Baumeister, Ingenieur, Kartograph». Hier kann man – einmalig und ungewöhnlich für jene Zeit – aus dem im Archiv verwahrten Nachlass schöpfen, aus Skizzenbüchern, Plänen, Zeichnungen, Stichen, Gemälden und Medaillen. Bedeutsam sind auch kleine Reisetagebücher als Quellen, denn Heinrich Schickhardt war eigentlich fast immer auf dem Pferderücken unterwegs.

Es gibt nur wenige Beispiele dafür, dass ein so innovativer und unermüdlicher Mann wie Heinrich Schickhardt nach 400 Jahren derart umfassend in seine Zeit gestellt und aus seiner Zeit heraus gewürdigt wird. Wirklich ein Prachtband!

*Martin Blümcke*

**ANDREA POLONYI: Wenn mit Katakombenheiligen aus Rom neue Traditionen begründet werden.** (Studien zur Theologie und Geschichte, Band 14). EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien 1998. 285 Seiten mit 10 Abbildungen. Pappband DM 48,-. ISBN 3-88096-564-1

Wer kennt sie nicht, die heiligen Leiber in den Klosterkirchen Oberschwabens, jene zur Schau gestellten Reliquien, oft ganze Skelette, die geschmückt in der Mensa der Altäre ruhen. In vorliegendem Band, einer Dissertation aus der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, geht die Autorin deren Herkunft, Geschichte, Bedeutung und Verehrung nach. Zunächst skizziert sie die Entstehung der Katakomben in Rom und die Anfänge der Translation, der Überführung von Reliquien aus den frühchristlichen Grabstätten in die Kirchen Roms. Dann verfolgt sie die Entwicklung des Kultes der römischen Katakombenheiligen im Mittelalter und deren Translation in Kirchen außerhalb Roms, etwa ins Frankenreich oder ins deutsche Reich.

Im Mittelpunkt ihrer Arbeit aber steht die Überführung römischer Katakombenheiliger nach Oberschwaben im 17. und 18. Jahrhundert. Als erstem oberschwäbischen Kloster gelang es 1624 Ochsenhausen, römische «Corpora» der heiligen Innocenz, Maximus und Emerantiana zu erwerben. Ein Jahr später erfreute sich Obermarchtal eines Hauptes des Katakombenheiligen Tiberius. Weitere Reliquien erwarben in den folgenden Jahrzehnten die Klöster Schussenried, Weingarten, Weissenau, Wiblingen und Zwiefalten. Als erstes Frauenkloster Oberschwabens er-

hielt die Zisterzienserabtei Heiligkreuztal 1676 einen Corpus aus Rom, 1685 gelang dies den Benediktinerinnen in Urspring. Einen Höhepunkt der Translationen nach Oberschwaben bildete der Zeitraum von 1690 bis 1760, für den die Autorin – oft mehrfache – Überführungen in die Männerklöster Ochsenhausen, Salem, Obermarchtal, Wiblingen, Schussenried und Rot an der Rot sowie in die Frauenklöster Gutenzell, Wald, Urspring, Heggbach, Heiligkreuztal, Sießen und Baidt belegen kann.

In ihrer Dissertation verfolgt Andrea Polonyi dabei nicht nur die Translationsvorgänge, etwa wie die Identität der Märtyrer festgestellt, deren Gräber in Rom gekennzeichnet, Ausgrabungslizenzen vergeben wurden und die Überführung von statten ging, sondern sie fragt auch nach der Bedeutung der neuen Heiligen für die Klöster und deren Umgang mit ihnen. Anschaulich macht sie dabei die Rolle der «Corpora» für das Selbstverständnis der Klöster. Interessant ist ihre Darstellung der Institutionalisierung des neuen Heiligenkultes, die beispielsweise aufzeigt, wie die Einrichtung jährlicher Festtage für die Heiligen erfolgte, wie diese Feste gefeiert, wie die Heiligen in der Kirche präsentiert wurden, wie sie den Aufbau neuer Altäre beeinflussten oder wie sie auf Prozessionsfahnen, Medaillen und Kupferstichen abgebildet wurden.

Die Dissertation klingt aus mit der Frage nach dem Umgang mit den römischen Katakomben und ihren Heiligen im 19. Jahrhundert, eingebettet ins Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Forschung und ultramontaner Katakombenromantik. Ein Anhang, der drei Originalquellen zu Wort kommen lässt, zudem ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister enthält, schließt den landes- und religionsgeschichtlich hochinteressanten Band ab.

*Sibylle Wrobbel*

**EMILY C. ROSE: Als Moises Kaz seine Stadt vor Napoleon rettete. Meiner jüdischen Geschichte auf der Spur.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999. 426 Seiten. Gebunden DM 49,80. ISBN 3-8062-1436-0

Ein Familienregister und zwei alte Ölporträts im Wohnzimmer ihrer New Yorker Großeltern führten die amerikanische Historikerin Emily C. Rose auf die Spur ihrer Vorfahren: jüdische Württemberger. Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sie aus Hunger das Land verlassen, um in Nordamerika eine neue Heimat zu finden. Neugierig machte sich die in Florida lebende Autorin 1994 in den Wohnorten ihrer Vorfahren, in Mühringen, Rottweil und im hohenlohischen Michelbach an der Lücke, auf die Suche nach ihren deutsch-jüdischen Wurzeln. In Gemeinde- und Staatsarchiven fand sie eine überraschende Fülle an Unterlagen, wälzte Dokumente und Akten, sichtete Sterbeurkunden, Erbschaftslisten und Auswanderungsgenehmigungen. Sie lernte die unge-



wohnte Schrift entziffern, die beteiligten Personen identifizieren, Zeittypisches zu deuten, regionale Bezeichnungen zu verstehen und ihre vorgefassten Meinungen vom jüdischen Leben in Deutschland zu korrigieren. *Durch Bücher oder Filme hatte ich den Eindruck gewonnen, dass die Beziehungen zwischen Christen und Juden entweder nur gut oder nur schlecht gewesen waren (...). Die meisten dieser Klischees und Allgemeinplätze über die Juden in Deutschland passen überhaupt nicht zu den Dokumenten und anderen Quellen, die ich studierte.*

Bei all dem Material zur allgemeinen Geschichte der württembergischen Juden verlor sie die Geschehnisse ihrer Familie nie aus den Augen, spiegelt sie vielmehr an und durch die allgemeine Entwicklung. Und so ist schließlich nach jahrelangem Forschen und Sammeln ein besonderes Buch entstanden: eine akribisch rekonstruierte und dennoch höchst unterhaltsam zu lesende Familiengeschichte, eine sehr persönliche und trotzdem historisch genaue Dokumentation über einen bislang wenig wahrgenommenen Abschnitt württembergischer Geschichte. Reichliche Illustrationen und ein Anhang zu den Gebräuchen und Regeln traditionellen jüdischen Lebens ergänzen die Darstellung, der lediglich ein Namens- und Ortsregister fehlen.

Die Autorin führt den Leser mitten hinein in den Alltag und in die Probleme auf dem Lande lebender Juden im 18. und 19. Jahrhundert. Sie rekonstruiert die Heiratskreise und zeichnet die Geschäftsnetze nach, die ihre Vorfahren in ganz Süddeutschland miteinander verbanden. Die liebevoll rekonstruierten Biografien der großväterlichen Familie Berlizheimer aus Mühlingen und der großmütterlichen Gundelfingers aus Michelbach zeichnen ein nuancenreiches und anschauliches Bild der mühsam erkämpften Emanzipation und der doch nur halbherzig gewährten Gleichstellung der Juden. In absichtsvoller Distanz vom akademischen Diskurs und doch fern von beflissen moralisierender Spurensuche versteht die Autorin einfach zu erzählen. Der Bogen reicht über sieben Generationen, Stammtafeln erleichtern die Orientierung. Unter den vielen Beispielen von Integration wie Ausgrenzung findet sich als erstaunlichstes Schicksal das des Rottweiler Handelsmannes Moises Kaz. Er rettete 1799 seine Heimatstadt vor Napoleons Armeen. Sein Gesuch auf Güterbesitz entschied daraufhin 1807 König Friedrich positiv. Das war der Ausgangspunkt für ein Dekret, das vier Jahre später allen Juden in Württemberg den Besitz von Gütern erlaubte.

Bemerkenswert ist, dass das Buch nicht mit der Auswanderung der Gundelfinger und Berlizheimer endet. Ebenso anschaulich wird auch das Leben in Amerika geschildert, die mühsamen Anfänge als Landhändler in dem dünn besiedelten Iowa und der stetige wirtschaftliche Aufstieg. Die NS-Zeit spielt in dem Band keine Rolle; die Auswanderung in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die meisten Familienangehörigen vor dem Holocaust

bewahrt. Amerika aber erwies sich als ein Land, das, wenn auch nicht spannungsfrei, Integration ermöglichte. Nicht zuletzt deshalb wurde es als neue Heimat erlebt. Die vielköpfige Familie Berlizheimer gründete ein richtiges kleines, deutsches Dorf in Chicago und hielt engen Kontakt nach Deutschland. Das Band sollte sich erst lockern, als die dritte Generation aufwuchs und Teil der amerikanischen Mittelklasse wurde.

*Die Familie Berlizheimer war immer noch deutsch, immer noch jüdisch – aber nun waren sie Amerikaner*, so das Resümee der Autorin, der mit dieser Familiengeschichte ein kurzweiliges und empfehlenswertes Buch über deutsche Juden gelungen ist.

Benigna Schönhagen

**HERBERT LEUBE: Familie und christliche Diakonie. Familienkreis und Nachkommenschaft von Christian Heinrich Zeller und Sophie Siegfried.** (Sonderveröffentlichungen des Martinszeller Verbandes, Nr. 15). Verlag der St.-Johannes-Druckerei Lahr 1999. 662 Seiten mit 28 Abbildungen. Pappband DM 88,-. ISBN 3-501-01379-5

Dieser neueste Band des Martinszeller Verbandes beschäftigt sich zwar wie die bisher erschienenen Bände ausschließlich mit Angehörigen der Familie Zeller. Er geht hier im Speziellen über sechs Generationen lang – bis heute – der Nachkommenschaft des Paares Christian Heinrich Zeller (1779–1860) und Sophie Siegfried (1791–1858) nach. Mit seinen genealogischen Tafeln und Listen (S. 201–588), die nüchterne und knappe Personeninformationen, Personaldata und Lebensläufe in wenigen Stichworten beinhalten, hat er zudem eher den Charakter eines Nachschlagewerks. Über den umfangreichen genealogischen Teil hinaus enthält dieses ungewöhnliche und durch seine Datenfülle in manchen Bereichen herbe Buch aber auch – unter dem etwas abschreckenden Titel *gesellschaftsgestaltendes Wirken einer christlichen Großfamilie im 19. Jahrhundert* – bemerkenswerte und wichtige allgemeine Informationen, Materialien, Hinweise zu den Themen Diakonie, Pietismus, innere und äußere Mission, Erweckungsbewegung, christliche Volkspädagogik im Südwesten Deutschlands.

Am Beispiel des Ehepaars Heinrich und Sophie Zeller und ihrer Kinder wird deutlich, wie sehr die Diakonie, die Sozialfürsorge aus christlicher Wurzel, im 19. Jahrhundert von einzelnen «Familienunternehmen» initiiert und getragen wurde. Heinrich Zeller, geboren auf Hohenentringen, Jurastudent mit einem Freitisch am Evangelischen Stift in Tübingen, Schuldirektor von Zofingen im Schweizer Aargau, wurde 1819 Inspektor des von ihm mitgegründeten «Internats für Lehrzöglinge und Waisenkinder» auf Schloss und Gut Beuggen bei Säckingen, dem er bis zu seinem Tod vorstand.